



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 45.

Wiesbaden, den 6. August 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Ein Dichter unserer Heimat,“ von K. Neurath. — „Tage, die einst in Glanz gesunken,“ von N. Sauer. — „Als es im Geldschrank lebendig wurde,“ von Fritz Müller.

Zum Geleit.

Es gilt von dem Leben der Völker was von der Natur gilt, daß keine neue Kraft angesammelt werden kann ohne neuen Verlust nach anderer Seite.
v. Treitschke.

Ein Dichter unserer Heimat.

Von Karl Neurath, Nidda.

Alfred Bod ist unter den zeitgenössischen Schriftstellern der hessischen Lande der eigenartigste und selbstständigste. Er ist der eigentliche Dichter seines oberhessischen Volkes, für dessen Besonderheit und Strenge er mit verblichener Sicherheit den entsprechenden sinnfälligen Ausdruck gefunden hat. Von all unseren Erzählern kann ihm keiner verglichen werden in der Strenge der Form, in der Knappheit der Diktion. Er ist ganz eigener Art, und man wird ihm immer das bleibende Verdienst zuerkennen müssen, seine Heimat, insbesondere den Vogelsberg, für die Literatur erobert zu haben. Mit wenigen Ausnahmen wurzeln Bod's Werke im Boden seiner Heimat, deren Bewohner ihre alten Rassenart bis zum heutigen Tage bewahrt haben. Der hervorragendste und eigenartigste Zug seiner durchaus bodenständigen, kräftigen Kunst ist die sichere, festgefügte Gestaltung seiner knapp zusammengefaßten Romane unmittelbar aus dem Seelenleben seiner Menschen heraus, die mit den einfachsten Mitteln durchgeführten leidenschaftlichen Motive und nicht zuletzt die erstaunliche Meisterschaft, mit der er das bäuerliche Leben vor uns lebendig macht.

Bod ist es offenbar geworden, daß in unserer Welt trotz aller Naturwissenschaft und aller Technik der Mensch immer noch im Mittelpunkt steht, und darum lauscht man seinen mitten im vollen Leben wurzelnden Menschen mit innigem Behagen. Man bemerkt keinen einzigen falschen Ton, keine noch so unauffällige Wendung ihres Tuns und Treibens, die nicht den Stempel rücksichtsloser Echtheit trüge, ohne daß Bod dem Wahn verfallen wäre, daß alles, was im realen Leben sich begeben kann, deshalb auch künstlerisch möglich oder auch nur wahrscheinlich wäre. Und das ist bezeichnend für Bod's Gestalten, daß sie gar selten die Gebundenheit des Herkommens sprengen, daß sie sich aber, wenn sie einmal dazu gedrängt werden, auf ihr volles Naturrecht besinnen und dadurch unsere menschliche Anteilnahme aufs höchste steigern. Und darin liegt des Künstlers ganzes Wesen, daß er es vermag, uns für seine

Menschen zu erwärmen, daß wir mit ihnen leben, fühlen, leiden. Hier liegt auch die Grenze zwischen Schriftsteller und Dichter, der eine unterhält uns, der andere zwingt uns zum Miterleben.

Neben ihrem poetischen Wert haben Bod's Bücher noch einen bedeutenden wissenschaftlichen Wert, denn sie wachsen sich immer zu höchst anschaulichen und fesselnden Kulturschilderungen aus, deren besondere Bedeutung vielleicht erst eine spätere Zeit ganz zu begreifen und zu würdigen vermag.

So hat er sich denn seine eigene Literatur und seine eigenen Menschen geschaffen, die alle ihre eigenen Gefühle, ihre eigenen Gedanken, ihre eigenen Stimmungen haben. Knöchig stehen sie da, diese hochgewachsenen Rassenöhne, in festen, klaren Umrissen; sie sind wirklich künstlerisch geschaut und mit Besonderheit gegeben.

Bod's Stilistik verdient eine längere Betrachtung, denn welche ästhetischen Bekenntnisse darin verborgen sind, das tritt erst bei eingehendem Studium zu Tage. Wer sich in diese Stilistik versenkt, der merkt gar bald, daß da jedes Wort auf seine Wirkung erwogen und mit sauberem Bedacht hingestellt ist, und durch eben diese knappe, aller Umständenlichkeit abholde Form gibt er seinen einzelnen Bildern ihre außergewöhnliche Plastik und Rundung. Und wie alles in diesem Stil rhythmisch schwingt, wie viel verhaltene Stärke und schweigende Kraft sich in seinen kurzen Sätzen offenbart, in denen nur hier und da leise der Dialekt ausklingt! Aber dennoch hat seine Sprache mundartlichen Klang, weil seine Menschen, was vielleicht nur noch Anzengruber so verstanden hat, eben in der Mundart denken. Und je reifer der Dichter wird, umso mehr verschwinden diese mundartlichen Einstreuungen; es bleibt das bäuerliche Satzgefüge, der bildhafte Ausdruck, das Blut, das Leben der Sprache. Er hat erkannt, daß die ästhetische Einheit zerrissen wird, wenn zweierlei Sprachen ein Werk erfüllen und hat auch so neue Wege aufgedeckt zur Aesthetik des Romans. Das Tiefste und das Oberflächlichste, wie es das Leben eben

bietet, wohnt hier nachbarlich beieinander und vereint sich zu einem vollen Einklang. Nie tritt der Dichter aus dem Rahmen der Geschäfte heraus, immer steht er in unerschütterlicher Objektivität über seinen Menschen, nie stört er ihre Kreise

Wenn aber Alfred Voss auch ganz im Bauernleben aufgeht, so ist ihm dieses Bauerntum doch nicht nur ein bloßer Stoff. Er durchtränkt ihn völlig mit seiner Weltanschauung, die in Wahrheit eine echt germanische ist, eine wahrhaft deutsche. Deutsch, aber nicht in patriotischem Sinne, als einem Zweckfuss, sondern im nationalen, als einem Kultursinn. In den vollen Farben der Wirklichkeit sieht Voss das Leben, und immer hat er ein befreiendes Lachen im Auge, trotz all der Tragik, die viele seiner Werke erfüllt. Mit lauterem Humor sind seine Gestalten verklärt, und die Daseinsfreude, die aus dem Urquell germanischen Empfindens schöpft, die nichts von klösterlicher Weltflucht weiß, lebt all seinen Gestalten im Blut.

Alfred Voss wurde am 14. Oktober 1859 in Gießen geboren, wo seine Familie seit über 150 Jahren ansässig ist. Früh schon wirkten die Künste und die Musik auf ihn ein, die in dem wohlhabenden Hause eifrig gepflegt wurden. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte an der hessischen Landesuniversität Philosophie und Literaturgeschichte. Als Früchte seiner wissenschaftlichen Studien dürfen die beiden Werke „Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik“ — Voss ist selbst ein trefflicher Pianist, dessen Phantasien am Flügel man stundenlang lauschen kann — sowie die kulturgeschichtlichen Bilder „Aus einer kleinen Universitätsstadt“ (2. Aufl., Gießen 1907).

Schon im Jahre 1889 war Voss mit einem Bändchen Gedichte herausgetreten, denen aber noch jede persönliche Note fehlt. Dann wandte er sich dem Theater zu und erlangte mit seinem Schauspiel „Der Gymnasialdirektor“ einen großen Bühnenerfolg. Die Neuartigkeit des Vorwurfs, die lange vor Otto Ernst die Bühne brachte, und ein mit Bühnengeschick komponiertes, farbiges Bild aus dem modernen Leben eroberte dem Stück nicht allein die Reichshauptstadt, sondern die meisten deutschen und österreichischen Bühnen. „Die Prinzessin von Sestri“, durch das ein Hauch Scribescischer Geistes weht, ist nur an den Bühnen der Hansestädte aufgeführt worden. 1898 erschien sein Novellenband „Wo die Straßen enger werden.“ (2. Aufl. Berlin 1905.) Mit diesen kleinen, fein abgestimmten Geschichten, die das Alltagsleben einer kleinen Stadt gemütvoll widerspiegeln, ist er seinem wahren Beruf schon einen guten Schritt näher gekommen. Die 1899 erschienene Novelle „Die Pflastermeisterin“ (Voss nennt sie einen Roman), die 1906 in zweiter Auflage erschien, ist dann sein erster großer Wurf. Hier zeigt er sich als ein Künstler, der seinen eigenen Stil gefunden hat und seinen eigenen Weg. Es ist ein ausgezeichnetes Buch; beste deutsche Erzählkunst. Ergreifend bis zum letzten Wort schildert er darin die tragische Liebe einer Pflastermeisterin zu dem Gesellen, der das Geschäft ihres verstorbenen Mannes führt und den sie schließlich zu Grunde richtet. Die glänzende Schilderung der ländlichen Verhältnisse, die Kraft und Geschlossenheit der Handlung, die Sicherheit der Gestaltung, stellten den Dichter in die Reihen unserer besten Erzähler. 1900 folgte der Gesellschaftsroman „Bodo Sidenberg“, ein Buch voll geistreicher Reflexionen, dem aber die rechte Einheit fehlt. Das folgende Jahr brachte die prächtige Dorfgeschichte „Der Flurschütz“, eines der besten Bücher, die Voss geschrieben hat, eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur. Mit meisterlicher Kunst ist hier die Seelennot eines verwitweten Flurschützen geschildert, der mit seinem Sohn um die Liebe desselben Mädchens wirbt. 1902 kam der Roman „Kinder des Volkes“, eine liebreizende Geschichte von einem idealen Lehrer und einem frohmütigen Fabrikmädchen. Der Roman „Kantor Schildkötters Haus“ (Berlin 1903), führt uns wieder in die Kleinstadt mit ihren eigenartig schildbürgerlichen Menschen, unter denen uns mancher fesselnder Charakterkopf begegnet. Wohl offenbart sich überall der warmherzige, tiefblickende Dichter, der uns Bilder voll wunderbarer Lebendigkeit auf-

rollt, aber der Künstler hat eine überreiche Stofffülle viel zu kurz behandelt, hat mehr skizziert, als erzählt.

Dagegen ist der Roman „Der Kuppelhof“ (Berlin 1905, 2. Aufl. 1906) wieder ein Volltreffer. Zum ersten Male bewältigt Voss hier einen umfangreichen, großangelegten Stoff mit zwingender Sicherheit. Mit gewaltigen Strichen hat er ein Gemälde hessischen Bauernlebens geschaffen, das voll erschütternder Wucht und Größe ist. Der Untergang einer reichen Bauerntochter in der Ehe mit einem ebenbürtigen Rüpel ist der einfache Vorwurf, aber wie diese Charaktere in die Handlung gestellt sind, wie sie sich darin entwickeln, das ist mit so prachtvoller Vertiefung gestaltet, daß es ein Werk von erlesener Größe und Bedeutung ist. Uebertroffen wird der „Kuppelhof“ von der Novellenammlung „Hessenlust“, in deren 6 Novellen sich Voss bildkräftiger Stil, seine Psychologie und seine Gestaltungskraft glänzend offenbaren. In dem 1907 erschienenen Roman „Die Pariser“, schildert der Dichter, wie die armen Bewohner des Unterdorfes von ihrem rohen Bürgermeister zur Auswanderung gezwungen werden und wie sie nach der Rückkehr aus Paris ihren Heimatort umgestalten. „Die Oberwälder“, die bei der Gründung einer Spar- und Darlehenskasse von einem geriebenen Gauner betrogen werden, führen uns in den tiefen Vogelsberg, wo sich die Geschichte einfach und schlicht, aber mit unerbittlicher Logik abwickelt. In seinem 1915 erschienenen Roman „Die leere Kirche“ kehrt Voss wieder in die Kleinstadt zurück und zeigt uns, wie den Armen, die nach geistigem Gut hungern, ein tüchtiger Laienprediger Balsam ins zerrißene Herz gießt, während der brave, hochgelehrte Ortspfarrer vor einer leeren Kirche predigt.

Man sieht, Alfred Voss packt Stoffe an, die jeden bewegen, die aus ihrer Zeit geboren sind. Er hat, wie Luther sagt, den Leuten aufs Maul gesehen und ins Herz, und darum trifft er auch die Sprache dieser Leute so gut, weiß er Bescheid über ihr Fühlen und Denken, fühlt er auch mit dem Volk. Darum schreibt er auch keine weltfremde „Heimatkunst“, wie das Schlagwort heißt, sondern Werke, die wie alle echte Dichtung, wie alle Kunst, bodenständig sind, der Heimat entstammend, sich zum Weltbild und Zeitbild auswachsen. Weitab von ihm liegt all das Undeutsche, Zersezende, das sich in unserer Großstadtliteratur vor dem Kriege so unflätig breit gemacht hat, weitab von ihm liegt all der perverbe Sinnenfidel entarteter Bohemiens: ihm geht es um die Kunst, die überall eine einzige ist, zu der vor allem das Herz des Künstlers gehört. Und weil er mit dem Herzen schafft, darum ist seine Kunst letzten Endes eine tief ethische, eine Kunst, die schließlich auch moralisch wirkt, weil wahre Kunst immer „läuternd“, also moralisch wirkt.

Voss steht auf der Höhe seines Schaffens. Große Pläne beschäfigen ihn, aber so sehr der Krieg ihn menschlich in Anspruch nimmt, dem er auch schon Opfer bringen mußte, künstlerisch wird er andere Wege gehen, weil er, wie jeder echte Künstler nicht schaffen kann ohne Distanz, weil alles persönliche Erleben erst geläutert werden muß durch die künstlerische Idee.

Von seinen Werken, die mit Ausnahme der allerersten Veröffentlichungen bei Fleischer u. Co. erschienen sind, hat R. Krauß unter dem Titel „Die harte Scholle“ eine Auswahl erscheinen lassen, die die Mehrzahl seiner besten Arbeiten enthält und zwar: Die Pflastermeisterin, Der alte Barbarino, Der Kuppelhof, Das Schmerzenskind, Die Pariser, Der Teufelsmüller. — Bei Reclam habe ich unter dem Titel „Die Mehrfahrt“ einige seiner Novellen veröffentlicht und schließlich hat Raymond Darvies unter dem Titel „Le Napoléon“ seine Novellen in französischer Uebersetzung herausgegeben.

Voss' Bücher berühren sich aufs innigste mit dem Denken und Empfinden des Volkes, dem er Helfer, Berater, Leiter sein will, und wer sich an der oberflächlichen Gewandtheit unserer Modeware mit ihrer galanten Salonästhetik den literarischen Appetit verdorben hat, der wird Voss' Werke mit Behagen genießen und sich Kraft gewinnen aus dieser urdeutschen, blutvollen Kunst.

Tage, die einst in Glanz gefunkelt.

Von Marie Sauer, Wiesbaden

Tage, die einst im Glanz gefunkelt
Wie eitel Gold,
Sind allmählich verblaßt und verdunkelt,
Da sie entrollt.

Tage voll tiefster Traurigkeiten,
Denen kein Fünkchen Licht zu eigen;
Tage aus jenen endlosen Weiten,
Die uns nicht Weg noch Ziel mehr zeigen:

Die in dunklem Gewande gekommen
Wie Trauergeleit:
Die haben ein himmlisches Scheinen bekommen
Für alle Zeit!



Als es im Geldschrank lebendig wurde.

Von Fritz Müller.

Mit der Arbeit stand er nie auf du und du.
"Wozu?" sagte er, mit den Händen in den Hosentaschen. "Wozu? Ich erbe ja einmal klotzig."
Und dann schlenderte er ins Kaffeehaus und gähnte. Oder er schlenderte ins Konzert und gähnte. Oder er machte eine kleine Reise und gähnte. . . .
Und mitten in einem solchen Gähnen klopfen sie an seine Türe.

"Herr Wartmann, ein Telegramm!"

"N-nja," sagte er, machen Sie's auf — oder warten Sie, ich will doch selber —
Und wie er dann das längliche, schmale Viered in der Hand hatte und es zögernd ansah, überkam ihn ein Zwangsgedanke:

"Merkwürdig!" murmelte er. "Sieht aus wie 'n schmaler Sarg oder — oder 'ne schmale Wiege."

Und wie er es aufgemacht hatte, war es ein Sarg: sein Onkel war gestorben. Und eine Wiege: die große Erbschaft war jetzt fällig.

Und sofort fiel ihm sein alter Satz ein, mit dem er sich die Arbeit all die Zeit her stramm vom Leibe gehalten hatte:

"Wozu? Ich erbe ja doch einmal klotzig. . . ."
Aber diesesmal vergaß er es zum ersten Male, dabei die Hände in die Hosentaschen zu stecken. —

"Darf ich Sie bitten, in unsern Ausstellungsraum einzutreten?" sagte der Prokurist der Geldschrankfabrik.

Und dann führte er den jungen Herrn Wartmann durch einen großen Saal. In dem standen lauter Geldschränke.

Große Geldschränke standen da, die sahen so verlässlich aus. Fast mütterlich. Und kleine Geldschränke standen da, die sahen aus, als wenn sie eben aus dem Ei gekrochen wären.

Gezierte Geldschränke standen da, die sahen fast romantisch aus oder gotisch oder jonisch oder dorisch. Und einfache, glatte Geldschränke standen da, die hatten ein Gesicht wie ein braver Junge vor der Konfirmation.

An allen diesen Geldschränken wurde der junge Herr Wartmann vorbeigeführt.

Und bei einem jeden blieb der Prokurist einen kurzen Augenblick stehen und sagte ein kleines Sprüchlein her, das zu dem Geldschrank paßte:

"'n tüchtiger Kerl."
"'n zierliches Ding."

"Was zum Zahnausbeihen für die Herren Geldschrankmacher."

"Was für Banken, wissen Sie. Oder wollen Sie lieber was — was Privates?"

"Allerdings," sagte Herr Wartmann.

"Dann wollen wir mal auf die linke Seite hinübergehen, bitte."

Aber auch auf der linken Seite blieb Herr Wartmann merkwürdig zugeknöpft.

"Oder wollen Sie vielleicht was ganz Besonderes haben?" sagte der Prokurist.

"Hm, ich weiß nicht —"

"Hier hätte ich einen mit 'nem Guckloch."

"Guckloch?"

"Ja, sehen Sie mal durch, bitte — was sehen Sie?"

"Nichts."

"Ganz richtig — soweit ist er wie die andern — aber wenn darin Papiere liegen — richtige Papiere, verstehen Sie — und Sie schauen morgens gegen sieben oder acht Uhr, wenn die Arbeit angeht, durch das Guckloch — ich sage Ihnen, da können Sie was erleben, Herr."

"Na, na —"

"Wenn ich's Ihnen sage! Der ihn konstruierte, war mein alter Werkmeister, ein furioser Mensch übrigens. Hatte immer so was von 'nem alten Hegenmeister. Und dieser Geldschrank war sein letztes Stück. Jawohl, sein letztes Stück. Nun ist er tot. Der Werkmeister nämlich, Herr. Und in seiner Sterbestunde hat er mir's gebeichtet, daß er 'n merkwürdiges Geheimnis in seinen Geldschrank hineinkonstruiert hätte. . . ."

"Na, tüchtig geerbt, Wartmann?" fragte ihn einer der Freunde in der Konzertpause.

Der Angesprochene hatte eben gähnen wollen. Er verschluckte es vermittels eines Kinnkrampfes.

"Es geht", sagte er und holte das Verschluckte nach.

"Na, Wartmann," sagte ein anderer, "verstelle dich nicht!" Ich habe gehört, es müssen ganze Pakete Aktien, Obligationen und Staatspapiere sein."

"Es geht."

"Hast du dir denn auch 'nen ordentlichen Geldschrank angeschafft?"

"Es geht."

"Und freust du dich denn auch, verehrter Erbe?"

"Es geht."

"Es geht, es geht — immer es geht — was soll denn noch alles gehen bei dir, du Glückspilz?"

"Ich selber," sagte der junge Wartmann und ging aus dem Konzert. Die Rederei seiner Freunde war ihm langweilig geworden.

"Kommst du denn morgen wenigstens ins Kaffeehaus?" riefen sie ihm nach.

"Weiß nicht — wenn's geht." Und dann war er in der Garderobe verschwunden.

"Hat sich verändert, was?" sagte einer seiner Freunde.

"War doch sonst ein so gemütliches Huhn, was?"

"Ja, ja, der Geldschrank!"

"Was ist mit'm Geldschrank?"

"Na, wenn einer mal 'n Geldschrank hat, so läßt er seine Freunde links liegen. . . ."

Das Telephon klingelte. "Hier Wartmann, wer dort?"

"Hier Kurt. Wollte dich fragen, ob du zu einem Bummel ins Gebirge ausgelegt bist?"

"Wann?"

"Morgen."

"Aber morgen ist doch Werktag — bedauere — keine Zeit — vielleicht an einem Sonntag mal — nichts für ungut — djö."

Er hing den Hörer ruhig ein und ging an den Schreibtisch zurück. Dort lag ein aufgeschlagenes Buch. "Handbuch der Handelswissenschaften" stand darauf. Darin studierte er. Ganz versenkt tat er sich darein. Plötzlich klingelte es wieder. Diesmal war es draußen im Hausgang.

Ein etwas schäbiger Mensch ward hereingeführt.

War das nicht der alte Winkelbankier an der Ecke der Wiesenstraße?

"Mit wem habe ich die Ehre?"
"Wassermann, Wassermann — Bankier — jawohl, Bankier."

"Sie wünschen?"
"Hörte, Sie hätten geerbt — entschuldigen Sie — aber ich dachte — vielleicht, — daß — daß ich Ihnen raten könnte — verstehen Sie, sachmännisch — jawohl, Sie sachmännisch beraten könnte."

"Inwiefern?"
"Au, wegen 'ner vernünftigen Kapitalanlage, damit Sie auch 'n ordentlichen Zins haben — verstehen Sie, da muß so 'ne Erbschaft schlau angelegt werden und —"

"Sie ist schon angelegt."
"Nicht möglich."
"Gewiß, die Erbschaft bestand aus lauter Papieren, Herr Wassermann."

"Hm, da würde ich aber mal an Ihrer Stelle revidieren lassen, Herr Wartmann, ob's die richtigen sind — sehen Sie, ich könnte Ihnen da einige Silberminen empfehlen — in Westaustralien, verstehen Sie —"

"Ich verstehe vollkommen. Aber die übernommenen Aktien und Obligationen sind schon so geschickt zusammengestellt, daß —"

"Geschickt zusammengestellt? Nun erlauben Sie mal, Herr Wartmann, woher wollen Sie das —"

"Habe mich in zuverlässigen Büchern informiert, Herr Wassermann — wie gesagt — alles in Ordnung — danke also bestens — will Sie nicht länger aufhalten . . ." —

"Also den Herrn Direktor wollen Sie sprechen?" sagte der Portier in der Fabrik. "In welcher Angelegenheit, bitte?"

"Es handelt sich um ein Stellengesuch und —"
"Bedauere, der Herr Direktor ist sehr beschäftigt. Aber wenn Sie sich schriftlich bewerben wollen, so —"

Der Portier unterbrach sich und schaute mit offenem Munde dem entschlossenen Manne nach, der wortlos an ihm vorbeigegangen war und jetzt an die Tür des Direktionszimmers klopfte.

"Herein — ah, Herr Wartmann — bitte, nehmen Sie Platz — was führt Sie zu mir?"

"Herr Direktor, Sie sind meinem verstorbenen Onkel nahegestanden — vielleicht mögen Sie auch mir behilflich sein?"

"Gern, Herr Wartmann," sagte der Direktor und wunderte sich im stillen, was der junge Mann wohl von ihm wollte. Einer, der so lange müßig von einer Rente lebte, die ihm der Onkel ausgesetzt hatte — was konnte der wohl Großes wollen? Jetzt gar, wo ihm die große Erbschaft das Leben noch bequemer machte? Aber gleichviel, dem Erben eines so großen Vermögens gegenüber hieß es —

"Also kurz gesagt, Herr Direktor, ich suche eine Stelle."
"Aha, für einen Schützling? Nun, wir wollen gern, wenn der Betreffende eine gute Vorbildung hat —"

"Der Betreffende hat eine miserable Vorbildung gehabt, Herr Direktor."

"Hm, dann allerdings —"

"Ich bin es selber, Herr Direktor."
"Sie selbst? Sie scherzen wohl, Herr Wartmann. Sie haben doch bis jetzt — hm, bis jetzt —"

"Nichts getan, meinten Sie, nicht wahr?"
"Aber bitte, Herr Wartmann, ich —"

"Darf ich Ihnen etwas erzählen, Herr Direktor? Ganz kurz nur — ich weiß, Ihre Zeit ist kostbar. Also sehen Sie, wie ich da neulich die Papiere in meinem Geldschrank ordne — Sie verstehen, die Aktien und die Obligationen aus der Erbschaft meines Onkels —, da habe ich mir den Zins und die Dividenden daraus berechnet —"

"Das taten Sie selbst, Herr Wartmann? Ei, da muß aber Ihre Vorbildung doch nicht so — miserabel —"

"Studierte nur ein wenig in Büchern seither, Herr Direktor — also, was ich sagen wollte — wie ich nun die Zinsen und die Dividenden summe hatte — und wie ich dann auf dem Sofa lag und meine Havanna rauchte — da — fiel mir's plötzlich ein — fiel mir's schnell ein, Herr

Direktor: Mensch, was hast du eigentlich für 'n Recht auf die Zinsen, diese Dividenden — aber ich halte Sie auf, Herr Direktor?"

"Durchaus nicht, Herr Wartmann, ich bin heute mit meiner Arbeit fertig — was Sie da sagen, interessiert mich — ich höre Ihnen gern zu — Sie sagten also, Sie lagen auf dem Sofa, Herr Wartmann —"

"Ja, und auf einmal raschelten die Papiere in meinem Geldschrank —"

"Wie?"
"Gewiß, ich habe sie wirklich rascheln hören, Herr Direktor, und ich bin aufgestanden, um in meinen Geldschrank durch das Guckloch hineinzusehen —"

"Guckloch? Geldschrank?"
"Ja, Herr Direktor, mein Geldschrank hat nämlich ein Guckloch — es ist überhaupt ein ganz besonderer Geldschrank — einer mit einem Geheimnis, hat mir der Fabrikant gesagt."

"Hm."
"Na also, ich schaue hinein. Und was meinen Sie, daß ich sehe, Herr Direktor?"

"Hm, ich weiß wirklich nicht, Herr Wartmann."
"Lebendig ist's geworden in meinem Geldschrank — die Papiere haben angefangen zu rascheln und zu arbeiten — immerzu haben sie gearbeitet — es sah so sonderbar aus, Herr Direktor — wie soll ich sagen — sie haben sich geschuppt — denn immer nach einer Weile lag ein kleines Häufchen Gold neben den Papieren."

"Hm, Sie umschreiben Zins und Dividende wirklich plastisch, Herr Wartmann."

"Und wie ich noch immer weiter hineinschaute, wie das eigentlich die Papiere machten, da sah ich noch was Sonderbareres, Herr Direktor."

"Nämlich?"
"Ich sah das Paket Bergwerks- und Hütten-Aktien mit einem Male zerfließen — nein, nicht zerfließen — sondern jede Aktie richtete sich auf und rollte sich und drehte sich und wirbelte — und plötzlich wurde aus jeder Aktie etwas anderes — da ein Hochofen, der sich klobig aufwärts reckte — dort ein Förderturm von einem Kohlenbergwerk — da ein Walzenpaar, das glühende Eisenstücke zu Schienen presste — dort spielten magnetische Krane über Güterwagen, die entladen wurden —"

"Hm, in der Tat, Herr Wartmann —"

"Und dazwischen sah ich tausend fleißige Hände sich regen — Hände am Hochofen, Hände unterm Förderturm, Hände am Walzwerk bei den Schienen — alles war voller Hände — wie eine Saat sah's aus, die in die Höhe schießt, ganz dicht — und nur an einer Stelle, an einer einzigen Stelle war eine kleine Lücke in den Händereihen."

"Hm, eine Lücke?"

"Jawohl, Herr Direktor — und dann sah ich durch das Guckloch in eine andere Ecke meines Schrankes — da, wo die Spinnereiaktien lagen — die waren nun auch lebendig geworden — Spinnmaschinen waren das geworden und Kontore, wo gerechnet und geschrieben wurde — und dazwischen wieder Hände, lauter Hände, Herr Direktor — und so dicht schossen sie wieder auf — bis auf eine einzige, schmale Lücke wieder —"

"Wie, nochmals eine Lücke?"

"Ja, und dann eine dritte, eine vierte, eine fünfte bei den Eisenbahnpapieren und den Schiffahrtsobligationen und den Staatspapieren, aus denen rollende Züge geworden waren und gewaltige Werften und große Staatsanstalten. Dampf wälzte auf, und Hämmer dröhnten, und überall die dichte Saat von Händen, von nimmermüden Händen. Und überall nur immer eine schmale Lücke. Und wissen Sie, Herr Direktor, wie breit die Lücke war?"

"Hm, wie kann ich —?"

"So breit, Herr Direktor," sagte der junge Wartmann und hob seine beiden Hände nebeneinander zur Augenhöhe seines Zuhörers.

Der Direktor warf einen langen Blick darauf. "Gut, Herr Wartmann," sagte er, "Sie können von morgen an bei uns eintreten . . ."